

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Herbst.

Stizze von Pauline Doubbera.

Blatt um Blatt fällt von Baum und Strauch, bis die Zweige, ihres ganzen Schmuckes beraubt, kahl in die Lüfte ragen. Wie freudig wurden sie einst im Benz begrüßt, als sie, smaragden schimmernd, sich aus der Knospe wagten. Und nun? Achlos — im besten Falle wehmütig — zertritt sie der Fuß. Sie sind gewesen. Ihre Zeit ist dahin!

Dahin! Vorüber! Das sind ernste, unerbittliche Worte, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit hinüberleiten — Torflügel, die sich niemals wieder öffnen werden — Worte — nein, Tatsachen, die wie Geierkrallen das Menschenherz packen, wenn es sie anwenden muß auf die Nächsten, für die es schlug, sann und wirkte.

Dahin! Vorüber! Die Tage der Gemeinsamkeit unwiderbringlich dahin. Abgefallen sind sie vom Baume des Lebens wie die Blätter von Baum und Strauch! Wie die tausend Wünsche und Hoffnungen, die einst dem knospenden Herzen entstiegen.

Die einsame Frau im dunklen Witwenkleid neigte die gefurchte Stirn auf die gefalteten Hände, und ein qualvoller Seufzer hebt ihre Brust. Nicht wie die Blätter, die sie dort wirbeln sieht, hat sie das Fest des Lebens gefeiert, nicht wie jene die lachende Sonne gesucht und im Schönheitsglanze, selber wie Sonnengold anzusehen, das Dasein beendet. Immer blieb die durstende Seele unerquickt, und der Weg zum Licht blieb ihr verschlossen!

Und doch hat der Mann, der jetzt von ihr ging — verbittert und lebensmüde — sein Weib einst leidenschaftlich begehrt, und doch hat auch sie ihn geliebt mit allen Fasern ihres Herzens. Wie kam es nur, daß das Leben, das einst rosenfarbig vor ihnen lag, nun — grau in grau — versunken ist?

Ein Rätsel bleibt es ihr; sie hat vergeblich versucht, es zu ergründen, und müde den Kopf schüttelnd gibt sie das Grübeln auf und tritt an den Schreibtisch des Verbliebenen, seinen Nachlaß zu ordnen. Manches Briefbündel hat sie schon dem Feuer übergeben. Da fallen ihr viele kleine, mit einem rosa Bändchen umschlungene Briefbogen in die Hand. Sie erkennt sie; es sind ihre eigenen Briefe, die sie einst als hoffnungsfrohe Braut geschrieben hat.

Und sie beginnt zu lesen, gefesselt von den anmutigen Bildern, den poetischen Gedanken, von der Glut, der Hingabe und dem Vertrauen; sie liest als habe eine Fremde dies alles geschrieben. Verwundert, verständnislos schüttelt sie das graue Haupt, das doch einmal alle diese klingenden Worte ersann und eine so tiefe Liebe empfinden konnte. Sie kann sich nicht mehr zurückfinden in die goldene Jugendzeit, und auch in ihrer Vereinsamung den jetzt Schwermühten nicht mit den Augen der Achtzehnjährigen anschauen. Ein fast spöttisches Lächeln träufelt ihre Lippe, und sie fragt sich: War denn dein Eduard einer solchen Liebe wert? Hast du auch nur einen Schimmer des erträumten Glückes an seiner Seite gefunden? Woran lag das? Eduard war brav, achtbar, fleißig — zuweilen freilich rauh und ungeduldig. Sie dagegen allzu empfindlich, wenn sie, tief verstimmt, ihm das eine Weile nachtrug. Ach, wenn sie gewußt hätte, daß sie ihn so bald verlieren sollte, sie würde leichter verziehen haben!

Sie kramt weiter. Der Briefvorrat ist erschöpft. Nun sind noch keine Kästen nachzusehen, die sorgsam aufgeschichtet ihre Geheimnisse hüten, und zögernd streckt die Witwe nach dem ersten die Hand aus. Es ist so eigen, den Lebensspuren des Toten nachzugehen. Doch mit schnellem Entschluß entfernt sie den Deckel. Einen weichen Rosenkranz erblickt sie und ein Paar verblähte Schleifen, sorgsam umwunden mit einer Lock bionden Haares. Daneben liegt ein Zettel. „Dies trug meine geliebte Anni auf dem Feste bei Onkel und Tante Schubert, an dem Tage, da ich sie zum ersten Male sah, am 19. 6. 78. Wie strahlend heiter sie war! Möchte es mir doch vergönnt sein, ihr ganzes Leben zu einem einzigen Festtag zu machen!“

Ein Fest! Einen einzigen Festtag! O Gott! Sie hat niemals wieder ein Fest gefeiert, das allein der Fröhlichkeit geweiht war. Frau Anni sinkt in die Knie und birgt erschüttert das Gesicht in den Händen. Die Worte des Toten, die sie in dieser Stunde wie eine Botschaft aus dem Jenseits berühren, schneiden wie ein Schwert durch ihre Seele. Er hat ihr Glück gewollt; doch hat sie niemals an das seine gedacht? Gefordert hatte sie und begehrt, sich selber zur Märtyrerin gestempelt. Daß er in bescheidener Lebensstellung war, hatte sie ja gewußt, als sie ihm die Hand zum Bunde reichte, doch damit ihren Mut und ihre Kraft überschätzt. Sie ließ sich zu Boden drücken von der Last der täglichen Sorgen; sie glaubte brav, bewundernswert zu sein, wenn sie alle kleinen Freuden und Zerstreuungen von vornherein ablehnte. Wie manches schüchternen Versuches erinnerte sie sich, den ihr Gatte machte, um sie einmal herauszureißen aus der ewigen Treitmühle, sich mit einem Tröpfchen göttlichen Lichtsinns darüber hinaus zu schwingen!

Eine Fröhlichkeit, die sich über die Armseligkeit des Lebens erheben konnte, die wäre in diesem Falle eine Tat gewesen, die Äußerung einer liebenden und starken Seele! Sie aber war zu schwach befunden.

Nun war der Genosse ihres Lebens, der den Sonnenschein suchte und in ewiges Wolkengrau geriet, dem Alltag zum Opfer gefallen, und keine, noch so bittere Reue ruft ihn zurück.

Dahin! Vorüber! Der Herbst ist da. Kahl und traurig starren die beraubten Äste.

Der Heimatsucher.

Von Alfred Frißche.

Der erste Tag — es war ein Abend in blauer Dämmerung. Den ganzen Tag hindurch war ich gefahren. Stunde um Stunde. Und nun sah ich neues, mir fremdes Land. Aus Tälern, die das Auge staunend auf der Fahrt gesehen, stiegen Berge empor und vergingen nicht und wurden stärker und mächtiger am Horizont. Und als ich einen Weg auf ihnen betrat, den ersten Schritt über sie ging, sagte alles zu mir: das ist der Abschied vor der Heimat!

Heimat! Was hatte ich zuletzt von ihr gesehen? — Ein weißes Vöglein, daß ängstlich hin und her flatterte in dem Dunkel der Bahnhofshalle und dann darin versank. Es war das Taschentuch meiner Mutter — die winkte. . . .

Und nun war ich da, atmete die Luft der Berge und sagte langsam das Wort „Heimat“.

Heimat? —

Hatte ich sie verlassen? Wollte ich sie suchen? Irgend etwas hatte ich verlassen, irgend etwas wollte ich suchen. Ich war zu müde, zu sagen, was, mein Herz zu wund. . . .

Das war der erste Tag.

Der zweite Tag — der war irgendwann. Aufgehoben in den Wochen, die ich in den Bergen verlebte. Aber dieser Tag war es bestimmt, an dem ich dieses Land lieben lernte.

Die Erde! Die Erde — den Himmel — den Sonnenschein — die Vögel — den Wind — die Nacht — die Sterne. Darin fand ich mein Herz, darin fand ich meine Heimat — darin fand ich mich selbst und erkannte meine Seele, die verborgen in mir lag und nun zu singen anfing. Weise. Das Lied, das Wort: Heimat!

Das war der zweite Tag, der in der Mitte stand und mich froh in allen Dingen sah.

Der dritte Tag — soll ich scheiden? fragte ich. Fortgehen? Wohin? Zur Heimat, sagte eine Stimme. Wo ist deine Heimat? sagte die andere. Weißt du, wo deine Mutter ist? raunte die nächste. Ich stand und sann und nickte: wieder wird das kleine Vöglein flattern und es wird das Taschentuch meiner Mutter sein, und meiner Mutter Augen werde ich sehen, wenn der Zug in die Halle fährt. Damals, als er fortfuhr, sah ich sie nicht. Nur das Vöglein. . . .

Damals ging ich die Heimat suchen, und sie wurde mir am zweiten Tage, und am dritten Tage trage ich sie heim — dort, wo sie hin soll.

~~~~~  
Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein anderes Rettungsmittel als die Liebe. Goethe.



# Naturwissenschaft und Freidenkertum.

Von Dr. P. Krieger.

In den Septembertagen dieses Jahres fand das 100. Jubiläum der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte in Leipzig statt, das zweifellos zu den bedeutendsten Kundgebungen gehört, die bisher die deutsche Wissenschaft in ihrer ehrwürdigen Geschichte zu verzeichnen hatte. Keine Tagung vorher hatte einen derartigen Massenandrang, hatten sich doch über 7000 Naturforscher und Aerzte in Leipzig eingefunden. Von hohem Interesse war die Tagung für den Soziologen, besonders für den Sozialisten und Freidenker. Ich empfand sie als eindrucksvollen Beleg für die Richtigkeit jenes Kernpunktes der marxistischen Auffassung, daß das wirtschaftliche Sein das Bewußtsein bestimmt und nicht umgekehrt. Wie haben sich doch die Zeiten gegen früher geändert! Nach der Gründung 1822, in den dreißiger Jahren unter der Reaktion, welter während und nach dem Verlauf der 48er Revolution standen die Naturforscher wie die gesamte jugendliche Intelligenz auf der Seite des Fortschritts, dienten die Naturforschertage geradezu zum geheimen Gedankenaustausch freihelliger Männer.

Nachdem dann in den fünfziger Jahren mit dem Darwinismus die starke materialistische Strömung eingesetzt hatte, fand in den 70er Jahren ein Naturforschertag statt, auf dem Haackel unter dem Jubel der Versammelten jenen denkwürdigen Vortrag über die natürliche Schöpfungsgeschichte hielt und das Freidenkertum Gemeingut der Naturforscher und Aerzte geworden zu sein schien. Durch die französische Revolution waren die alten führenden Feudalschichten abgelöst durch den dritten Stand, durch das Bürgertum, das wirtschaftlich und geistig die Führung übernahm und Träger des freiheitlichen Gedankens war. Studenten und Bürger hatten zusammen auf den Barrikaden gestanden, Kleinbürgertum und Wissenschaftler gingen vereint politisch vor, das Frankfurter Parlament in seiner durchaus freiheitlichen Mehrheit war geradezu ein Professorenparlament, über das wegen seiner Lebensfremdheit später viel gesprochen wurde, das mit seinem geistigen Niveau aber doch manches „realpolitische“ Parlament späterer Zeiten weit überragte.

Wie die Naturforschertagung jener Zeit die Tatsache wiederlegte, daß das freiheitliche Bürgertum der Hauptträger des wirtschaftlichen Systems und des Fortschritts war, so zeigte in besonders auffälliger Weise die letzte Tagung, daß die soziologische Struktur durchaus verändert war, daß wir uns in einer Uebergangszeit befinden, in welcher die wirtschaftlich-politische Führung dem Bürgertum entglitten und der neuen Schicht des vierten Standes, dem Proletariat, zugewiesen ist, daß also das einst fortschrittliche Bürgertum die Rolle übernimmt, welche in jener Zeit, als es zum Entscheidungskampf kam, der Feudalismus einnahm. Da immer erst politisch-wirtschaftlich die Umwälzung erfolgt und die Dinge des soziologischen Oberbaus, Wissenschaft, Recht, Ethik, Moral, den wirtschaftlichen Dingen nachfolgen, so sehen wir auch heute zur Uebergangszeit, wie die Wissenschaft noch durchweg bestimmt ist durch ihre Zugehörigkeit zur bürgerlichen Klasse. Keinem konnte es zweifelhaft sein, daß die überwältigende Mehrheit der Teilnehmer politisch rechts gerichtet war. Die sozialistischen Minister hatten bei der Begrüßungstagung einen sehr schwierigen Stand. Sie haben mit großem Takt die Aufgabe erledigt und vielleicht mit Recht jede sozialistische Kennzeichnung vermieden, die in diesem Kreis zweifellos aufreizend gewirkt haben würde. Und doch hätte ich mir einen Mann wie Lauré gewünscht, der mit stommender und hinreichender Beredsamkeit als Akademiker den Versammelten gezeigt hätte, wie erst unter dem neuen System die Naturwissenschaft den ihr zustehenden Platz in der Kultur und Wissenschaft gegenüber der früher begünstigten Theologie einnimmt, hätte gewünscht, daß den Besuchern klar gemacht wäre, welche ungeheure Bedeutung die Naturwissenschaft in der geistigen Welt des Proletariats einnimmt. Obwohl die Naturforschertagung von keiner Landesregierung bisher so geehrt worden war durch Anwesenheit des Ministerpräsidenten und des Kultusministers, durch eine besondere ehrende Veranstaltung des Kultusministeriums, bei den Mitgliedern des Vorstandes und Ausschusses hatte man doch den Eindruck, daß es vergebliche Liebesmühe war. Die suggestive Kraft der wirtschaftlich-politischen Einstellung ist so stark, daß einstweilen noch die Naturforscher und Aerzte in überwiegender Mehrheit zum bürgerlichen Lager gehören und sich innerlich völlig ablehnend dem Proletariat gegenüber verhalten. Es ist keine Einzelercheinung, daß der Sohn des Revolutionärs Kapp von 48, der Leiter eines reaktionären Putzsches von 1920 war, daß unter den heute führenden Nationalisten viele revolutionäre bürgerliche Großväter haben.

Es ist das nicht nur so zu erklären, daß die Bismarcksche Epoche mit dem Ideal des Reserveleutnants das demokratische Bürgertum ausgehöhlt habe. Wir stehen eben an einer großen Wende, in welcher einer einst freiheitlichen Klasse die rückschrittliche Haltung im Wirtschaftskampf aufgezwungen wird, wie ihr der gleiche Kampf früher die freiheitliche Haltung zwies. Die Tagung lehrt aber auch etwas anderes: Daß es Aufgabe des Sozialismus sein muß, die allmähliche Umwälzung des soziologischen Oberbaus aus dem individuellen bürgerlichen in das solidarische System mit allen Kräften zu unterstützen, um endlich die bisher geübte Vernachlässigung der kulturellen und ethischen Arbeit im Sozialismus abzustellen. Desto schneller wird sich der Uebergang der Wissenschaft aus dem rückschrittlichen bürgerlichen in das fortschrittlich-proletarisch-solidarische vollziehen.

# Die Parodie und ihre Wirkung.

Von Karl Fischer.

Mit Lachen, das bisweilen bärbeißig bissig, bitter sein kann, die Wahrheit zu sagen, soll der Sinn der Satire sein, wobei es dann freilich vorkommt, daß es zu manchen Zeiten, und vielleicht leben wir in solchen Zeiten, schwer ist, nicht eine Satire zu schreiben, was und worüber man immer schreiben möge. So kann sich die Satire schließlich alles, was im Leben des Menschen Bedeutung und Bestimmung hat, zur Zielscheibe ihrer scharfen Pfeile wählen.

Wesentlich enger sind die Grenzen der Parodie gesteckt. Sie steht zwar Seite an Seite mit der Satire, und auch sie glaubt helfen und heilen zu können durch den Humor. Aber sie kann, wenn man so sagen darf, eigentlich nur in der Literatur und durch die Literatur leben. Ihre Aufgabe ist es, auf Schäden in der Literatur mit dem Lachen des geistig Hochstehenden, über alle Schwächen Erhabenen aufmerksam zu machen, und alle die, welche sich unter der Maske des Dichters einschleichen wollen, zum Tempel hinauszuschmeißen.

Freilich wird man sich gewiß nicht eng und kleinlich an Theorien klammern dürfen. Aristophanes, der ungezogene Liebling der Grazien, dem nichts erhaben und heilig genug war, hat den Euripides parodiert, ein Klassiker hat den anderen Klassiker zerpfückt. Und doch hat auch diese Parodie ihre praktische Bedeutung. Aristophanes legte den Griechen seinerzeit, sehr euch diesen Euripides an, der ist ja so verstaubt und so voller Stockflecke und ein so langweiliger Keil, daß man über seine Steifheit nur lachen kann. Wirkung in die Ferne und für alle Zeiten hat diese Parodie nun allerdings nicht gehabt, noch heute steht am hohen Himmel der klassischen Literatur neben Aristophanes Euripides, Stern neben Stern.

Hier soll heilste nicht zum Beweis für die meistens nur bedingte Bedeutung der Parodie und zur Langenweite der Leserschaft die Literaturgeschichte abgeschrieben werden, aber auf zwei besondere und voneinander ganz verschiedene Fälle von Parodien sei aufmerksam gemacht. Mchlmann hat auf Kokebues „Hussiten vor Raumburg“ die Parodie „Herodes vor Bethlehem“ geschrieben. Als sein Werk erschien, hatte er die Lacher entschieden auf seiner Seite, denn Kokebue, wenn auch zu seinen Zeiten viel und oft sogar auf der von Goethe geleiteten Weimarer Bühne aufgeführt, war verhasst und hatte sich durch sein herrisches Wesen und den Hang zu Intrigen Feinde genug gemacht. Eine praktische Bedeutung der Parodie kann zwar nicht geleugnet werden, doch sie war nur von kurzer Dauer. Mchlmann wird heute nur von eingeschworenen Kennern der Literaturgeschichte genannt, ein Kokebue aber noch immer mit seinen „Kleinstädtern“ und den „Beiden Klingbergs“ auf deutschen Bühnen gespielt.

Eigenartig genug gestaltete sich die Praxis der Parodie, die Hauff auf Claren verfaßt hat. Der ebenso sentimental-süßliche wie durch seine versteckte brutale Sinnlichkeit abstoßende Claren war Modeschriftsteller und der Liebhaber namentlich der Damenwelt von damals. Hauff sah die Gefahr für die Literatur, die in dieser Verhimmelung Clarens lag, und wollte nicht, daß ein Unwürdiger ausgezeichnet wurde. Und um das Publikum wieder auf den richtigen Weg zu leiten, schrieb er den Roman „Der Mann im Mond“, durch den er Claren und seine Methode parodierte. Die Leser aber glaubten ein wirkliches Werk von Claren vor sich zu haben. So stillst und porträtähnlich war diese Parodie gelungen. Ihre Wirkung trat erst ein, als kein Zweifel mehr darüber herrschen konnte, daß Hauff der Verfasser des „Mann im Mond“ sei. Die praktische Bedeutung dieser Parodie können wir heute noch konstatieren. Claren ist längst vergessen, Hauff wird immer noch gelesen und geliebt. Ein falscher Prophet war entlarvt, einem Modeschriftsteller das schädliche Handwerk geleht.

Modeschriftsteller solchen gerade heute üppiger denn je ins Kraut, und die irreführende Menge, die in diesen auf den Kopf gestellten Zeiten leicht zu fangen ist, läuft allerlei falschen Propheten, auch auf dem Gebiet der Literatur, mit einer Bereitwilligkeit und Schnelligkeit ins Garn, die dem ersten und kühl-kritischen Beobachter Angst und Schrecken bereiten kann. Modeschöner der Literatur, vor denen das Publikum verzückt knirte, hat es immer gegeben, kaum aber hat je eine sogenannte Schriftstellerin eine so, man muß wirklich sagen unheimliche Macht auf die weitesten Kreise ausgeübt wie Hedwig Courths-Mahler. Eine dankbare Aufgabe für den Parodisten, dem Publikum zu predigen: Bewußt euch, bevor ihr ganz im Sumpf einer grauenhaft malträtierten und verflämneten Sprache versinkt. Der junge Königsberger Dichter Alfred Hein hat mit einer Meisterkraft, die man dem ein wenig Verträumten und in romantischen Gefilden Verlorenen gar nicht zuotraut hätte, die Kunst einer Courths-Mahler in einem unbedeutlichen Spiegel aufgefangen. Hoffentlich ist keiner von den Lesern und Leserinnen der guten Hedwig so verhärtet und so hoffnungslos verloren, daß er über dieses Porträt Heins nicht lacht und jene Romane für immer aus der Hand legt. Heins kleines Büchlein: „Prinzessin Loukandja Wengenstein. Kurts Maler. Ein Lieblingssroman des deutschen Volkes“ mit seinem famosen Motto: „Als Friedrich Rehbart lobsam ins deutsche Land gezogen kam“... persifliert, was die Hedwig schreibt, und wie sie schreibt, so erfrischend echt, daß man dieser Parodie die allergrößte Verbreitung wünscht. Hein hat sich ein hohes Ziel gesteckt: Befreiung Tausender von dem Bolschewismus der Sprache durch seinen Humor, dem alle guten Götter und Grazien zum unbestrittenen Siege helfen mögen.



## Lebensüberdrüssige Völker.

Die Ursachen des unheilvollen Einflusses, den die Berührung mit der Zivilisation auf die Naturvölker ausübt, hat man, wo sie nicht in der Gewaltpolitik der Eindringlinge lagen, vor allem in den eingeschleppten Krankheiten und Lasten gesucht, denen der darauf noch nicht eingestellte Organismus der Wilden widerstandslos erliegt. Daß dabei noch andere, vor allem psychische Faktoren eine sehr wesentliche Rolle spielen, darauf weist der englische Forscher W. H. R. Rivers in einer von ihm herausgegebenen Sammlung von Aufsätzen über die Entwässerung Melanesiens\*) hin, die zur Klärung des Problems, wie das Aussterben der Naturvölker vor sich geht, wertvolles Material beibringen.

Vor dem Eindringen der Europäer herrschte bei den Melanesiern wahrscheinlich kein Bevölkerungsrückgang, wenn auch ihre Volkszahl durch Kämpfe, Kindermord, Kindersterblichkeit, Vernachlässigung der Alten und Invaliden, Ausmerzung von Leuten, die gegen die Sittengesetze verstießen, und andere Einflüsse verhältnismäßig niedrig gehalten wurde. Mit der Ankunft der Europäer begann die Abnahme der Bevölkerung, zunächst durch die Verbreitung bis dahin unbekannter Krankheiten, unter denen besonders Lungenerkrankungen verheerend gewirkt haben. Nach der Berührung mit Europäern, welche die Keime von Erkältungskrankheiten mitbringen, treten, wie in einem der Aufsätze betont wird, vielfach schwere Bronchitis und Pneumonie auf, die zahlreiche Sterbefälle zur Folge haben. Andere europäische Krankheiten scheinen weniger um sich gegriffen zu haben. Weitere Nachteile bringt die Einführung fremder Lebensgewohnheiten mit sich. Unter ihnen ist nach der Ansicht mehrerer Mitarbeiter des Werkes das Tragen von Kleidern fast die schlimmste. Europäische Kleidung ist nicht nur des Klimas wegen ungeeignet; es kommt auch dazu, daß die Eingeborenen die Kleider nie wechseln und sie auch nicht zu reinigen verstehen, so daß die sonst im allgemeinen reinlichen Leute mit Schmutz bedeckt und mit Hautkrankheiten behaftet sind. Eine üble Wirkung auf die Gesundheit der Eingeborenen wird auch dem Uebergang von der früher üblichen Pflanzenkost zu einer in ihren Hauptbestandteilen aus Reis und Fleisch bestehenden Nahrung beigegeben, ferner dem Alkohol und dem Kostüm von solider gebauter Wohnhäuser, in denen die Lüftung erschwert ist.

Alle diese Einflüsse gegenüber darf jedoch der psychologische Faktor nicht unterschätzt werden. Er wirkt sich vor allem durch die Arbeiteranwerbungen aus. Ein großer Teil der Angeworbenen kehrt überhaupt nicht zurück, und die Zurückbleibenden bilden einen Fremdkörper unter den daheimgebliebenen Stammesgenossen; sie tragen dazu bei, die Auflösung der bestehenden sozialen Organisation und die Beseitigung der überlieferten Lebensgewohnheiten zu beschleunigen. Da in der Regel keine neuen geistigen und sozialen Lebensinhalte an die Stelle der alten treten, wird das Dasein unter diesen primitiven Menschen inhaltslos, womit wieder der ohnehin herrschende Fatalismus gesteigert und die geringe Willenskraft noch mehr herabgesetzt wird. Die Zerstörung der althergebrachten gesellschaftlichen Einrichtungen und der Religion, die europäischen Verwaltungsbeamten und Missionaren gewöhnlich unverständlich sind, hat vielleicht mehr zum Untergang der Melanesier beigetragen, als irgendeine andere Ursache, weil dadurch das Interesse am Leben und der Wille zum Dasein schwanden. Rivers schreibt u. a.: „Auf den ersten Blick mag die Annahme übertrieben erscheinen, daß ein Faktor, wie der Verlust des Interesses am Leben, jemals zum Aussterben eines Volkes führen könnte, aber meine Beobachtungen brachten mich zu der Überzeugung, daß dieser Einfluß so groß ist, daß er kaum überschätzt werden kann. . . . Man hört oft davon sprechen, wie leicht die Eingeborenen sterben. Immer wieder wird erzählt, daß ein Eingeborener, der gesund und wohltauglich zu sein schien, nach einem Tag oder zwei Tagen augenscheinlich leichter Erkrankungs seinen Geist aufgab, ohne daß Anzeichen wahrnehmbar geworden wären, die bei uns gewöhnlich das Nahen des Todes anzeigen. Ein kranker Eingeborener verliert den Mut sofort. Er hat keinen Wunsch zu leben und erklärt, daß er nun sterben werde, ohne daß der Beobachter einen Anlaß dazu bemerken kann. Die Sache wird leichter verständlich, wenn man erwägt, mit welcher Leichtgläubigkeit die Leute durch Zauberei oder Infolge Verstoßes gegen religiöse oder gesellschaftliche Verbote (Tabus) sterben. Es ist Beweismaterial dafür vorhanden, daß Menschen wie die Melanesier in Folge des Glaubens, das Opfer feindlichen Zaubers zu sein oder bewußt oder unbewußt gegen ein religiöses Verbot verstoßen zu haben, erkranken und in wenigen Stunden oder Tagen sterben. Wenn Leute, die Interesse am Leben haben, und nicht zu sterben wünschen, in kurzer Zeit bloß Infolge eines Glaubens getötet werden können, wieviel leichter ist es dann, zu begreifen, daß sie das Opfer eines krankhaften Einflusses werden können, der auf den Körper, wie auch auf den Geist wirkt. Die weitgehende Beeinflussbarkeit des Körpers durch den Geist bei Melanesiern und anderen tiefstehenden Völkern führt dazu, den Verlust des Lebensinteresses als vornehmlichste Ursache ihres Aussterbens aufzufassen.“

Eine starke Lebenskraft haben dagegen die Bewohner jener melanesischen Inseln bewahrt, die noch nicht von Europäern betreten wurden, oder wo ihrem Eindringen bisher erfolgreich widerstanden wurde, aber auch die Bewohner der Inseln, die das Christentum nicht nur äußerlich angenommen haben, was darauf zurückgeführt wird, daß der neue Glaube den Menschen auch neue Lebensinhalte gebracht hat.

\*) Die Inseln, die nordöstlich vom australischen Kontinent liegen.

Von Rivers aufgezeichnete Stammbäume von der Eddystone-Insel und von Bella Lavella bringen klar zum Ausdruck, daß neben der vermehrten Sterblichkeit auch die verringerte Geburtenhäufigkeit an dem Aussterben der Melanesier die Schuld trägt. Auf beiden Inseln bestehen keine der Einflüsse, denen gewöhnlich das Aussterben der Naturvölker zugeschrieben wird. Aber „niemand könnte lange auf Eddystone sein, ohne zu merken, wie sehr dem Volk das Lebensinteresse mangelt und wie jedes Streben geschwunden ist. Dieser Interessenmangel ist größtenteils auf die Unterdrückung der Kopfgelüste seitens der britischen Regierung zurückzuführen. Dieser Brauch bildete den Mittelpunkt einer sozialen und religiösen Einrichtung, die das ganze Leben des Volkes beherrschte“, nämlich des Ahnenkults. Auch mit der wirtschaftlichen Tätigkeit hand die Kopfgelüste in mangelhafter Beziehung. So wie sie besätigt war, waren auch die Antriebe zu diesen Tätigkeiten geschwunden. Die Unlust am Leben veranlaßt die Inselbewohner zu freiwilliger Kinderlosigkeit, oft auch zur Ehelosigkeit. Rivers macht Vorschläge, die bezwecken, die traditionellen Einrichtungen und Bräuche der Naturvölker, die mit unseren Auffassungen von Menschlichkeit oder Sittlichkeit nicht vereinbar sind, so zu modifizieren, daß das Unstößige ausgemerzt wird, ohne damit die religiösen und sozialen Grundlagen des Lebens der Völker selbst zu zerstören. Ob solche Abänderungen praktisch möglich sind, darüber hegt H. Fehlinger, der in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ über das Buch von Rivers berichtet, allerdings mit Recht starke Zweifel.

## Wie ein Trickfilm entsteht.

Nicht die Millionen-Filme mit ihrer gewaltigen Ausstattung, pracht und ihren riesigen Massenaufschoten sind die mühsamsten und am schwersten herzustellenden Lichtbilder, sondern derjenige Film, der im Verhältnis zur Zeit seiner Vorführung die größte Arbeit erfordert, ist der äußerlich so unscheinbare Trickfilm, der bei uns besonders für Reklamezwecke benutzt wird, aber auch vielfach das gezeichnete Mittel für humoristisch groteske und phantastisch märchenhafte Wirkungen ist. Die Trickfilme erhalten dadurch ihre Eigenart, daß sie von Künstlern gezeichnet werden. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Filmaufnahmen, in denen eine schnelle Abfolge der Aufnahmen jede Bewegung des Schauspielers im fortlaufenden Fluß festzuhalten gestattet, ist für die Herstellung eines Trickfilms eine besondere Aufnahme für jedes Stadium jeder Bewegung notwendig, die die von dem Künstler gezeichnete Figur macht. Es muß also für jede Photographie eine eigene Zeichnung vorhanden sein. Eine Gestalt also, die einen Schritt vorwärts macht, erfordert ein Dutzend oder mehr Zeichnungen, indem die einzelnen Stadien, in denen der Fuß fortschreitet, zeichnerisch festgehalten werden und alle diese Zeichnungen zusammen den einen Schritt ergeben.

Handelt es sich beim Trickfilm um eine größere Handlung, so müssen zunächst einmal von Zeichnern die verschiedenen Vorlagen für den Film entworfen werden, manchmal mehrere Tausend an der Zahl. Zu diesem Zweck werden von Firmen, die sich mit der Herstellung von Trickfilmen beschäftigen, besondere Künstler angestellt, von denen jeder eine bestimmte Zahl der Zeichnungen zu liefern hat. Der Zeichner sucht nun bei der Anfertigung seiner Bilder nach Möglichkeiten zu sparen. Wenn z. B. der szenische Hintergrund einer ganzen Reihe von Bildern derselbe ist, so wird dieser durch den Druck vervielfältigt, und in diesen Rahmen werden dann nur die Figuren in ihren verschiedenen Stellungen eingezeichnet. Der Verfertiger des Trickfilms ist auch darauf bedacht, möglichst viele Zeichnungen oder Reihen von Zeichnungen anzufertigen, die mehr als einmal verwendet werden können. Eine Gestalt z. B., die sechsmal um einen Laternenpfahl herumrennen soll, braucht nur ein einziges Mal bei dieser Handlung in einer Serie von Zeichnungen festgehalten zu werden. Diese Serie wird dann sechsmal photographiert und ergibt so die gewünschte Wirkung. Die Trickfilm-Künstler bringen es in diesen Sparsamkeitsmethoden zu einer großen Vollkommenheit; aber trotzdem ist die Zahl der besonderen Zeichnungen, die gemacht werden müssen, noch außerordentlich groß. Ein Trickfilm von 400 Fuß Länge z. B. erfordert mehr als 2000 getrennte Zeichnungen, von denen mindestens die Hälfte verschieden sein muß. Das Photographieren dieser Skizzen ist ebenfalls sehr mühsam und zeitraubend. Jede Zeichnung wird auf einer weißen Karte angefertigt, die eine ganz bestimmte stets gleiche Größe hat. Diese Karte kommt dann in einen Rahmen, in den sie ganz genau paßt, und der Rahmen wird flach auf einen Tisch gelegt. Es ist notwendig, daß das Bild in genau derselben Stellung auf jede Karte gezeichnet wird und jede Karte in derselben Lage in den Rahmen kommt. Geschieht dies nicht, so würden die Figuren und — was noch schlimmer ist — der Hintergrund bei der Vorführung von einem Fleck auf einen anderen springen.

Ueber dem Tisch, auf dem die Bilder in ihren Rahmen liegen, ist nun die Kamera aufgestellt, und zwar muß sich die Linse genau über dem Rahmen des einzelnen Bildes befinden. In dieser Stellung wird die Aufnahme gemacht, und zwar wird jedes Bild zweimal photographiert. Dazu wird eine besonders eingerichtete Kamera benutzt. Während der gewöhnliche Aufnahmeapparat Aufnahmen mit einer Gesammdauerzeit von 16 Stück in der Sekunde macht, wird mit der Trickfilm-Kamera viel langsamer gearbeitet. Man hat versucht, um sich die Arbeit zu erleichtern, aussechmittene Figuren, die bewegt werden können, für den Trickfilm zu verwenden. Aber die Ergebnisse waren wenig befriedigend. Nur bei dem Photographieren sehr vieler einzelner Zeichnungen, die von geschickten Künstlern entworfen sind, ergeben sich lebendige, überraschende und natürliche Wirkungen.



Was zum Selbstmord treibt. In welchem Verhältnis die verschiedenen Ursachen, welche die Menschen dazu bringen, sich das Leben zu nehmen, zueinander stehen, sucht ein französischer Statistiker an der Hand von 7000 näher untersuchten Selbstmordfällen zu ergründen. Wie überall in der Welt, steht natürlich auch in Frankreich der Geldmangel als Ursache des Selbstmords an erster Stelle; aus Not haben sich unter den 7000 Selbstmördern 905 Männer und 511 Frauen den Tod gegeben. Häuslicher Kummer hat 728 Männer und 524 Frauen zum Selbstmord getrieben, was überraschenderweise darzutun scheint, daß das männliche Geschlecht in diesem Punkte empfindlicher ist als das weibliche. Vermögensverluste sind die Ursache des Selbstmords bei 322 Männern und 233 Frauen gewesen. Das Spiel hat etwa 300 Selbstmorde verschuldet, die sich gleichmäßig auf die beiden Geschlechter verteilen. Bei den dem Alkohol zur Last zu legenden Selbstmorden stehen die Frauen zwar hinter den Männern zurück, aber nicht so weit, wie man erwarten sollte; das Verhältnis ist 208 zu 283. Daß unter den Selbstmorden aus Liebestummer, deren Ziffern 157 für die Frauen und 97 für die Männer sind, das weibliche Geschlecht überwiegt, ist weniger verwunderlich, als daß die Frauen bei den Selbstmorden aus gekränktem Ehrgefühl die Männer so weit hinter sich lassen. Hier treffen nämlich auf 410 Frauen nur 122 Vertreter des starken Geschlechts. Wenn der Statistiker also wirklich die Beweggründe zureichend erforscht hat, so wäre das ein Beweis für den stärkeren Ehrgeiz oder wenigstens für die größere Verletzbarkeit des Ehrgefühls bei Frauen.

## Naturwissenschaft

Der Widerstand der Tiere gegen das Austrocknen. Viele Tiere, deren Wassergehalt von 50 bis beinahe 100 Proz. ihres Körpergewichtes beträgt, zeigen eine ganz auffallende Lebensfähigkeit gegen den Wasserverlust. Manche Fadenwürmer leben wieder auf, nachdem sie jahrelang fast vollständig trocken gelegen haben. Manche Würmer, die in der Erde leben, können bis zu 60 Proz. ihres Wassergehaltes einbüßen und leben doch weiter. Einem Frosch kann man bis zu 40 Proz. seines Wassergehaltes entziehen, ohne daß der Tod erfolgt, allerdings muß die Austrocknung langsam erfolgen. In neuerer Zeit haben verschiedene Gelehrte auf diesem Gebiete Untersuchungen angestellt. Man hielt allerlei Tiere unter Glasglocken, durch die man trockene Luft streichen lassen konnte; die Luft war dadurch, daß man sie über Schwefelsäure gehen ließ, vollkommen wasserdampf frei gemacht worden. Auf diese Weise wurden Mäuse behandelt, deren Körper zu 70 Proz. aus Wasser besteht, Frösche mit 80 Proz. Wassergehalt, Blutegel und andere Würmer, deren Wassergehalt 90 Proz. übersteigt, u. dgl. m. Die Ergebnisse waren zum Teil ganz erstaunlich und erklären beispielsweise, wie sich in Wüsten oder in Landstrichen, die eine lange Trockenzeit durchzumachen haben, doch noch tierisches Leben halten kann. In ausgetrockneten Pflügen, deren Oberfläche mit einer dünnen Schlammkruste überzogen ist, sollte man vermuten, daß alles Leben vernichtet ist; aber die in dem trockenen Schlamm eingebetteten Tierkörper haben doch noch Lebenskraft genug, um beim ersten Regenguß sich wieder zu erholen. Der Salamander, von dem die Volksmärchen alter Zeiten allerlei Seltsames zu berichten wußten, kann durch Austrocknen beinahe die Hälfte seines Körpergewichtes einbüßen; erhält er dann wieder Gelegenheit, Wasser aufzunehmen, so erregt er in 24 Stunden wieder sein normales Gewicht. Uebrigens findet man Ähnliches auch bei manchen Pflanzen. Flechten und Moose, die jahrelang vollständig trocken im Herbarium gelegen haben, erholen sich und wachsen fröhlich weiter, wenn sie in Wasser gelegt werden.

## Himmelskunde

Die kleinen Planeten. Von den Planetoiden oder Asteroiden, die bekanntlich zwischen der Marsbahn und der des Jupiters um die Sonne kreisen, kennt man jetzt schon beinahe tausend Stück. Es werden ihrer immer mehr, und noch ist kein Ende abzusehen. Der Astronom hat sich schon eine gewisse Planetoidenmüdigkeit bemächtigt, was man wohl verstehen kann. Denn bei jedem dieser Sternchen, das einmal der Zufall auf die photographische Platte bringt (das ist jetzt die übliche Entdeckungsart), muß immer erst durch langwierige Rechnung festgestellt werden, ob es nicht etwa identisch ist mit einem der bereits bekannten. Manche dieser Feststellungen hat sich über ein Jahrzehnt hingezogen, und sonst kommt meist nichts dabei heraus. Man hat schon die Frage aufgeworfen, ob es nicht das beste wäre, diese kleinen Sterne auf sich beruhen zu lassen, da es sich jetzt nur noch um ganz geringe, dafür aber um so zahlreichere Individuen handeln kann. Interessant ist die Geschichte der Entdeckung der Planetoiden. In den Jahren von 1801 bis 1807 wurden vier festgestellt, die größten unter ihnen: Ceres, Pallas, Juno und Vesta; den fünften fand man erst nach einer Pause von 28 Jahren, und dann wurden es immer mehr, vor allem seit der Einführung der Photographie. Rechnet man die allerersten dieser Weltentdecker, die man vielleicht nie zu Gesicht bekommen wird, hinzu, so wird man die Zahl auf etliche tausend schätzen dürfen. Wenn man unser Weltssystem von außen betrachten könnte, gäben die Asteroiden einen Stern- und Staubring um die Sonne ab — etwa

wie wir jetzt von der Erde aus den Saturn von einem Ringe umgeben sehen. Und das ist das Wertwürdige, wie der Ring des Saturn bei näherem Zusehen in mehrere Ringe gespalten erscheint, so gruppieren sich auch die Planetoiden zu mehreren Ringen größerer Dichte, zwischen denen leere Kreise liegen. Sonne, Planeten und Planetoiden würden also ein ähnliches Bild abgeben wie der Saturn mit seinen Monden und seinen Ringgürteln.

## Völkerkunde

Soziales aus dem Inkasstaat. Wir haben uns gewöhnt, das alte Peru, das die Spanier unter Pizarro und seinen Nachfolgern vor 400 Jahren zerstörten, als eine Art Ideastaat anzusehen, und gewiß ist das rohe Auftreten der beutegierigen Eroberer außerst zu beklagen. Indessen hatte, wie jetzt der bekannte Kulturforscher Leo Brenner nachweist, das Leben im alten Peru auch seine Schattenseiten. Verteilung von Grund und Boden, Verteilung der Vorräte aus den Magazinen, Arbeitszeit und Arbeitsleistung waren genau obrigkeitlich geregelt. Niemand sollte überbürdet werden, niemand sollte Arbeiten verrichten, für die er sich nicht eignete, niemand weniger arbeiten als der andere. Die Arbeiter bekamen von der Regierung die Werkzeuge und Materialien geliefert, sie wurden völlig verpflegt und brauchten nicht mehr zu arbeiten, als das öffentliche Wohl verlangte. Gesundheitschädliche Arbeit war beschränkt, es durfte jeder nur so beschäftigt werden, daß sein Wohlbefinden nicht litt. Trotzdem man weder Aerzte noch Apotheker kannte, war der Gesundheitszustand des Volkes vortrefflich. Indessen beschränkte sich die Gleichheit aller nur auf das Volk. Inkas und Kurakas, d. h. Adel und Geistlichkeit, waren von Abgaben und Dienstleistungen befreit, für sie arbeitete das Volk. Der einfache Arbeiter hatte an seiner Arbeit nur den bloßen Lebensunterhalt. Ein Aufsteigen gab es nicht. Der Arbeiter blieb, was seine Eltern gewesen waren. Er konnte nicht reich werden, aber auch nicht verelenden. Bettel war unbekannt. Ehrgeiz, Habgucht, Unzufriedenheit mit dem Lohn, Neid, Hochmut waren ausgeschlossen, sozusagen polizeilich verboten, aber auch Streben nach Fortschritt. Der Inka Tupanki erklärte: „Wissenschaft ist nichts fürs Volk, sie gehört nur den Vornehmen; das niedere Volk wird durch die Wissenschaft nur hochmütig und anmaßend, eitel und staatsgefährlich. Es genügt, wenn jeder lernt, was sein Vater wußte. Befehlen und Regieren ist nichts für das Volk. Der Staat würde sich herabwürdigen, wenn er Leuten der unteren Klassen Staatsstellen anvertraute.“ So waren denn auch die wissenschaftlichen Kenntnisse die'ses anscheinend so fortgeschrittenen Volkes merklich niedriger.

## Erdkunde

Merkwürdige Bodenbewegungen in Deutschland. Bei Bückeburg liegt ein Berg, der Weinberg genannt, von dem man nach Süden hin die Weserkette und östlich der Stadt den sogenannten Harri überblicken kann. Auf dem Harri, der etwa dreieinhalb Kilometer entfernt liegt, steht der 1847 errichtete Ida-Turm. Der Geologe von Lieftow weiß von diesem Turm eine seltsame Geschichte zu erzählen. Sein Vater, der Professor von Lieftow, hat in den Jahren 1856 bis 1862 den Weinberg mehrfach erstiegen und niemals von dort aus den Ida-Turm wahrgenommen. Als er aber im Jahre 1915 mit seinem Sohne zusammen wieder einmal auf dem Weinberg stand, war der Ida-Turm auf dem Harri sichtbar. Weinberg und Harri bestehen aus Sandstein, darunter und drüber liegt Ton, Kreide und Jura schließen sich an. Im Gestein sind schwebende Berwerfungen, durch die der Kamm in einzelne Stücke zerlegt wird. An diesen Störungslinien entlang müssen Verschiebungen der Schichten stattfinden, so langsam und still, daß man nichts davon merkt. Offenbar hat sich der eine Teil gesenkt, während der östliche Teil des Harri's hochgepreßt worden ist. — Ähnliches ist übrigens auch in Thüringen an verschiedenen Stellen, auch bei Göttingen und sonst beobachtet worden. Von dem Dorf Grone aus, das bei Göttingen liegt, wird der Kirchturm von Nikolausberg und ein Teil des Dorfes selbst immer besser sichtbar. In Thüringen sind die Ursachen solcher Erdverschiebungen oftmals, daß Gips, Steinsalz und ähnliche Bestandteile durch unterirdische Gewässer ausgelaugt werden.

## Kulturgeschichte

Ein Getränk, das seinen Zweck verfehlt. Daß Kakao nicht nur ein nahrhaftes, sondern auch wohlschmeckendes Getränk ist, darüber sind sich heutzutage wohl alle Menschen einig. Aber als Europäer ihn kennenlernten, scheinen sie an dem neuen Getränk nicht viel Gefallen gefunden zu haben. Der Mailänder Girolamo Benzoni z. B., der ihn in den vierziger und fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Nicaragua offenbar gründlich kennengelernt hat, war, wie das „Wissen“ zu erzählen weiß, alles andere als entzückt davon. „Das ist mehr ein Geseß für Schweine“, schreibt er, „als ein Getränk für Menschen. Als ich länger denn ein Jahr durch jene Gegend zog, habe ich diese Brühe verabscheuen gelernt. Da ich aber nicht hinreichend Wein hatte und nicht immer nur auf Wasser angewiesen sein mochte, habe ich nach dem Beispiel der anderen gehandelt. Das Getränk schmeckt bitterlich, sättigt und erfrischt, macht aber fast gar nicht betrunken.“ — Und das scheint für den biedereren Benzoni die Hauptsache gewesen zu sein.